



Conference Day

DAS FREMDE HAT UNS STETS REICH GEMACHT

Haldern Pop Festival
09.-11. August 2018



Prof. Dr. Armin Nassehi ***Das Fremde hat uns stets reich gemacht***

Es ist eine starke These zu behaupten, das Fremde habe uns stets reich gemacht. Oftmals ist das Fremde auch bedrohlich. Es kann Verunsicherung erzeugen. Es gibt sogar Thesen, die behaupten, es gäbe so etwas wie eine natürliche Abwehr des Unvertrauten und Fremden. Es gibt sogar Leute, die daraus den Schluss ziehen, das Fremde müsse deswegen mit Vorsicht genossen werden, ja sogar abgelehnt werden. Bemerkenswert an solchen Statements ist nicht, worüber sie sich Gedanken machen, denn ohne Zweifel kommt all das vor und ohne Zweifel ist der Umgang mit dem Fremden oder den Fremden manchmal schwierig.

Aber, und das ist ein großes Aber, noch bemerkenswerter ist, worüber sich viele Leute *keine* Gedanken machen. Sie qualifizieren das Fremde als bedrohlich, als Sicherheitsrisiko, sie wehren es ab und warnen. Manchmal begrüßen sie das Fremde auch, halten es für bereichernd, wie es im Titel dieses Beitrages steht. Worüber man dann nichts, gar nichts erfährt, ist die Frage, wovon wir eigentlich reden, wenn wir vom Fremden reden. Wer oder was ist eigentlich fremd? Wen nennen wir fremd, obwohl er es nicht ist – und bei wem kämen wir gar nicht auf die Idee, ihn fremd zu nennen, obwohl wir ihn kennen?

Der Begriff des Fremden, oder besser: der Gebrauch dieses Begriffs enthält oftmals eine merkwürdige Paradoxie, denn wenn man den Fremden oder das Fremde qualifiziert, scheint es gar nicht so fremd zu sein. Georg Simmel, einer der Begründer der Soziologie, hat vor ungefähr hundert Jahren gemeint, der Bewohner des Sirius sei uns nicht eigentlich fremd, weil wir gar keine Beziehung zu ihm haben. Nun sind wir uns relativ sicher, dass auf dem Sirius niemand lebt, dass der Sirius also gar keine Bewohner hat. Aber gesetzt den Fall, es gäbe Sirianer, wären diese uns nicht fremd, weil wir keinerlei soziale Beziehung zu ihnen hätten. Simmel meint nämlich sehr zutreffend, dass Fremdheit keineswegs Beziehungslosigkeit bedeute. Vielmehr meint er, Fremdheit sei ein qualifiziertes Beziehungsmerkmal. Ich weiß also über den Fremden auf jeden Fall, dass er fremd ist. Damit ist er schon weniger fremd geworden.

Wer das für eine Spitzfindigkeit hält, sollte sich in die folgende Szene versetzen. Man sitzt in einem öffentlichen Verkehrsmittel, zum Beispiel in einer U-Bahn in einer deutschen Großstadt. Gegenüber sitzen zwei Frauen. Die eine ist eher unauffällig, sie hat ein Allerweltsgesicht, hat Allerweltskleidung an, nichts an ihr gibt irgendeine Informa-

tion, die in irgendeiner Weise die Aufmerksamkeit erregen könnte. Man würde normalerweise an ihr vorbeischaun, sie gar nicht registrieren, man würde es aushalten, ihr fremd zu bleiben, aber wir würden sie nicht fremd nennen, weil sie nicht einmal das wäre. Sie wäre da, aber zugleich ist das vergleichsweise unbedeutend.

Stellen wir uns weiterhin vor, neben ihr säße eine weitere Frau, diesmal mit einem Kopftuch, dunklerer Hautfarbe, und sie hätte ein Smartphone in der Hand und würde mit jemandem telefonieren. Wir hören sie Deutsch sprechen, es fällt gar nicht wirklich auf, was sie sagt, aber wir hören einen Akzent mit. Deutsch scheint nicht ihre Muttersprache zu sein. Es wäre sofort ausgemacht, dass sie eine Fremde ist, die andere Frau aber nicht. Allerdings ist die andere Frau mir genauso fremd wie diejenige mit dem Kopftuch. Ich habe beide noch nie gesehen, beide sind mir genau genommen fremd. Aber sagen würden wir es nur über die Frau mit dem Kopftuch, über die andere nicht. Und wenn wir genau hinsehen, können wir uns irgendwelche Fantasien darüber machen, was diejenige mit dem Kopftuch wohl für eine Frau ist. Wir wissen eine Menge über das Kopftuch. Es ist ein Symbol ziemlich enger Geschlechterrollen. Man kann sich irgendwie vorstellen, dass diese Frau weniger freie eigene Entscheidungen treffen kann als die andere Frau. Sie dürfte Muslimin sein.

Da lebt es sich ganz anders, und schon entstehen neue Bilder im Kopf, die etwas mit Alltagsszenen zu tun haben, die mehr oder weniger konkret sein können. Wir wissen über diese Frau auf einmal eine ganze Menge.

Über die andere wissen wir fast nichts. Sie bleibt viel fremder, aber sie ist nicht fremd. Sie ist vertraut. Das hört sich merkwürdig an, denn eigentlich sind mir beide gleich fremd, aber über die fremde Fremde weiß ich viel mehr als über die nicht fremde Fremde. Es ist ganz und gar unbedeutend, ob es stimmt, was ich über die beiden weiß. Aber fast automatisch entsteht über die fremde Fremde ein Bild, das sich mehr oder weniger stabil darstellt.

Man kann mit Fug und Recht behaupten, dass ein moderner großstädtischer Alltag letztlich Fremdheit als Ressource verwendet, nämlich als die Ressource, dass wir uns gegenseitig in Ruhe lassen (können), wenn wir das wünschen. Man müsste sich nur einen Fremdheitsmarker anstecken – ein Kopftuch, eine Kippa, eine merkwürdige Kleidung etc. –, schon wird man mehr Blicke auf sich vereinen als ohne diese Merkmale. Das müssen nicht immer negative Blicke sein. Es können auch sehr positive Reaktionen sein, aber man wird seine Fremdheit los, wenn man für fremd gehalten wird.





Ich will all das nicht kritisieren, denn es ist fast unvermeidbar, wenigstens ist unvermeidbar, dass Manches mehr Aufmerksamkeit erzeugt als Anderes. Wir können gar nicht anders, als zu typisieren. Und wir sind ziemlich gewöhnt daran, etwa bei Angehörigen anderer Kulturen, bei Sprechern anderer Sprachen, bei Gläubigen anderer Religionen, auch bei Menschen mit anderen sexuellen Begehrensformen genauer hinzusehen – und weil wir das nicht alleine tun, sondern auch andere, kondensieren bestimmte Bilder, die wir mit bestimmten Fremdheitsmarkern verbinden.

Das Fremde kann uns in der Tat bereichern – und zwar auf doppelte Weise: Zum einen bereichert uns die Ressource, dass wir für den anderen indifferent, unkenntlich, eben: fremd bleiben können. Man kann sich kaum vorstellen, wie großartig es ist, dass wir im modernen Alltag anonym bleiben können. *Anonymos* ist im Griechischen der ohne Namen, derjenige, über den ich nicht mehr wissen muss, als dass er sich unauffällig verhält. Wir sind daran gewöhnt, Anonymität zu kritisieren. Aber wer jemals nicht auf diese Ressource setzen konnte, weiß, wovon die Rede ist. Man vergleiche das mit früheren Zeiten. Ein Türke in einer deutschen Großstadt, ein Schwarzer oder ein homosexuelles Paar fällt nicht mehr wirklich auf – nur wenn man genau hinsieht. Aber es gibt kaum Anlass genau hinzusehen. Insofern bereichert es

uns, wenn wir Fremde füreinander sein dürfen und bleiben können, wenn wir es wollen.

In Deutschland lässt es sich am Juden besonders deutlich zeigen. Die Begründung des bürgerlichen Antisemitismus im 19. Jahrhundert etwa durch Richard Wagner gegenüber Felix Mendelssohn-Bartholdy ist darauf aufgebaut, dem Juden vor allem vorzuwerfen, dass er sich vom „Deutschen“ gar nicht wirklich unterscheidet, was Wagner als besonders perfide Strategie des Juden ansieht, sich in seiner Fremdheit zu verstellen. Hier wird sogar die Tatsache, dass es überhaupt kein wirkliches Unterscheidungsmerkmal gibt, zum Grund des Unterscheidens gemacht. Es wäre eine Bereicherung für den Juden, einfach nur Bürger sein zu können – wie für andere auch, über die wir „zu viel“ wissen.

Zum anderen aber bereichert uns das Fremde darin, dass es uns tatsächlich mit anderen Möglichkeiten des Lebens versorgt, mit ungewohnten Bildern, mit Fremdheit als Erfahrung von Abweichung von einem allzu gewohnten Bild, was freilich nur dann als positiv erlebt wird, wenn es unsere Kategorien nicht allzusehr durcheinander bringt. Wir denken dabei meistens an Migration. Selbstverständlich produziert Migration Konflikte – aber wir sind inzwischen vergleichsweise gut darin, mit diesen Konflikten umzugehen. Die Bundesrepublik ist

im internationalen Vergleich ein recht erfolgreiches Einwanderungsland – auch wenn es kaum politischen Willen gab, dass wir ein Einwanderungsland sein wollen. Auch entgegen Skeptikern haben „wir“ uns an „die Fremden“ gewöhnt. Sie sind vertraute Fremde – und die inklusive Kraft dieser Gesellschaft ist groß, so dass wir über die Fremden immer weniger wissen, so dass sie im Alltag „fremder“ werden, weil wir nicht mehr alles wissen müssen. So wissen wir inzwischen erheblich weniger über das Kopftuch, weil wir mehr darüber wissen. Das Kopftuch kann mehr bedeuten, als nur ein Symbol für weibliche Unterdrückung zu sein. Es kann auch Ausdruck der Abgrenzung gegen die eigenen Eltern sein oder sogar ein Protest gegen sexuelle Verfügbarkeit, auch ein modisches Accessoire, manchmal auch schlicht eine Gewohnheit oder auch ein selbstbewusstes Statement. All das kann es sein – die frauenfeindliche Form der Unterdrückung eingeschlossen. Da wir wissen, dass das Kopftuch ganz unterschiedliche Bedeutungen haben kann, müssen wir womöglich in der U-Bahn nicht mehr so genau hinsehen. Vielleicht ist es oft genauso indifferent wie die andere Frau, die mir viel weniger aufgefallen ist.

Im übrigen, dieser Gedanke am Ende ist noch wichtig: Eine besondere Bereicherung ist das Fremde für rechte Populisten. Für sie sind Gruppen, die man als „Fremde“ labeln kann, gerade-

zu ein Geschenk des Herrn. Der Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion hat in einem Interview sehr deutlich bekräftigt, dass die Flüchtlingszahlen des Jahres 2015 für seine Partei geradezu eine Kraftspritze waren, er sprach tatsächlich von einem Gottesgeschenk. Das Jahr 2015 hat letztlich verhindert, dass man zu genau sieht, wie inklusiv unsere Gesellschaft im Hinblick auf die Fremden ist und wie selbstverständlich man im modernen Alltag mit solchen Gruppen rechnen muss, die wir immer noch „fremd“ nennen, obwohl sie weniger Chancen auf alltägliche Fremdheitspotenziale haben. Das Fremde in diesem Sinne bereichert vor allem diejenigen, die die Fremden brauchen, um sich ein homogenes Eigenes imaginieren zu können, das es ohne diese gar nicht geben könnte.

Das ist das Ergebnis meiner Erörterungen:

Das Fremde/der Fremde ist eine paradoxe Figur, mit der wir uns vertraut machen sollten, damit wir das Fremde zu schätzen lernen – auf unterschiedliche Art und Weise.





Prof. Dr. Armin Nassehi **Kommentare und Streiflichter zum Thema „Diversität“**

Diversität ist mehr als nur Vielfalt.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Genau genommen ist Vielfalt nur die deutsche Übersetzung des lateinischen diversitas. Aber man meint mit Diversität den bewussten Umgang und die Gestaltung von Vielfalt. Es geht nicht um Vielfalt als solche, sondern um die Anerkennung von Vielfalt, um ihre Akzeptanz.*

Diversität ist Bildungsressource und Bildungsgewinn

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Bildung ist immer schon die Konfrontation mit mehreren Versionen gewesen, mit Alternativen und Uneindeutigkeiten. Insofern ist Bildung ohne diverse Lösungen gar nicht denkbar.*

Kulturpädagogik muss sich neu orientieren, hin zu einer diversitätsbewussten kulturellen Bildung.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Der Begriff Kulturpädagogik fixiert den Blick womöglich zu stark auf Kultur. Angemessener wäre vielleicht, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Vielfalt immer andere Möglichkeiten ausschließt.*

Diversität bedeutet auch Mut zu Veränderungen, zu etwas Neuem und Anderem, nicht zuletzt, um so auf die wachsende Komplexität in der Gesellschaft zu reagieren.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Diversität ist selbst schon Umgang mit Komplexität, also damit, dass die selben Dinge Unterschiedliches bedeuten können.*

Diversitäts-Management fördert Energien.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Man muss es zumindest so betreiben, dass es Energien freisetzt. Es kann aber nur Energien freisetzen, wenn es nicht zum Selbstzweck wird und die „Merkmalsträger“ nicht auf das eine Merkmal festgelegt werden – Frauen aufs Frausein, Schwarze auf die Negritude und Homosexuelle auf ihre Sexualität.*

Die Diversitätsforschung tritt jetzt an die Stelle der Migrationsforschung.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Nein, auf gar keinen Fall. Das sind zwei ganz unterschiedliche Felder, die zwar miteinander zu tun haben, aber nicht füreinander substituierbar sind.*



Diversitätskompetenz erfordert eine systematische und laufende Selbstreflexion der eigenen Diversität.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Gibt es eine eigene Diversität? Diversität ist immer ein Vergleichsgesichtspunkt. Es verweist eher darauf, die Vergleichsgesichtspunkte zu reflektieren. Man muss der Paradoxie entgehen, die Vergleichsdimensionen zu reifizieren.*

Diversität ist nicht nur eine stete Herausforderung für Kultur- und Bildungsinstitutionen, sie bereichert auch ihre Denk- und Arbeitsweisen und eröffnet neue Perspektiven.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Ja, wenn es ihr gelingt. Das geschieht nicht von selbst, sondern muss klug gestaltet werden.*

Diversität ist ein Wettbewerbsfaktor für Organisationen, Verbände und Unternehmen.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Ja, aber das lässt sich nicht instrumentell herstellen. Die Forschung ist sich nicht sicher. Vielleicht ist es auch umgekehrt:*

Wettbewerbsfähige Organisationen sind vielleicht per se diverser.

„Vielfalt bringt eine Gesellschaft voran, denn je verschiedener wir sind, desto mehr können wir voneinander lernen, auch wenn das für alle Beteiligten zunächst anstrengend ist“.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Auch das ist eine empirische Frage. Es gibt ganz ohne Zweifel Grenzen dessen, was Menschen an Diversität aushalten. Das korreliert ziemlich deutlich mit sozialer Sicherheit und Zukunftsvertrauen.*

Das Haldern Pop Festival ist gelebte Diversität.

Prof. Dr. Armin Nassehi: *Wer einmal dort war, kann es erleben!*







Das Fremde hat uns stets reich gemacht

Haldern Pop Festival 9. – 11. August 2018

Conference Day mit

Serap Güler

Staatssekretärin für Integration im
Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani

Abteilungsleiter im
Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

Prof. Dr. Armin Nassehi

Institut für Soziologie
Ludwig-Maximilians-Universität
München

Daniel „Duex“ Fontana

Festivalleiter

Richard Macphail

Tourmanager von Genesis

Robert Rath

Erased Tapes Records

Richard Foster

Musikjournalist

Stefan Reichmann

Festivalleiter des Haldern Pop Festivals

Michael Brüning

LAG Musik NRW e.V.





Die Herausgabe dieser Veröffentlichung wurde gefördert durch

Landesarbeitsgemeinschaft Musik
Nordrhein-Westfalen e.V.



Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



Impressum

Redaktion: Michael Brüning, Stefan Reichmann

Gestaltung: Einfach, König & Du, Haltern

Druck: Quickprint Sachse, Remscheid

Fotos: Christoph Buckstegen

© Dezember 2018 LAG Musik-Verlag, Remscheid
45. Band der Schriftenreihe der LAG Musik NRW

ISBN 978 – 3-9818049-4-2

Nachdruck, auch auszugsweise, bedarf der Genehmigung der LAG Musik NRW.
LAG Musik NRW e. V. / Küppelstein 34 / 42857 Remscheid